

Auch Deutsche

Autor(en): **Vischer, Eberhard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **16 (1915-1916)**

PDF erstellt am: **11.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-917294>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

AUCH DEUTSCHE

Professor Ragaz hat in Heft 13 noch einmal das Wort ergriffen und seine Warnung vor der Gefahr, die uns im deutschen Luthertume drohen soll, gegen die von mir geltend gemachten Bedenken zu verteidigen gesucht. Ich hätte auch gegen die teilweise neue Fassung, in der er seine Grundthese vorträgt, manches einzuwenden. Ich würde trotzdem um so weniger wagen, deshalb den Raum dieser Zeitschrift noch einmal in Anspruch zu nehmen, als manches, was Ragaz ausführt, mich, wie der aufmerksame Leser auch ohne meine Nachhilfe erkannt hat, in Wirklichkeit gar nicht trifft, anderes mit der Hauptfrage überhaupt nur lose zusammenhängt. Am allerwenigsten aber fiele mir ein, mich darüber mit ihm zu streiten, wo religiöser und sonstiger Nationalismus am üppigsten gedeihe und die widerlichsten Blüten treibe. Habe ich doch auch die in meinem ersten Artikel angeführten Beispiele nicht deshalb mitgeteilt, um Zensuren zu erteilen und irgend eines der jetzt mit unendlichen Opfern um ihre Zukunft ringenden Völker gegen ein anderes auszuspielen, sondern im Gegenteil um zu zeigen, wie unzutreffend und ungerecht stets solche auf Grund einzelner Beobachtungen über ganze Völker gefällte Urteile sind. Ich darf um so eher darauf verzichten, dies aufs neue an Hand von Beispielen aus der jüngsten Literatur, die mir in reicher Fülle zur Verfügung ständen, darzutun, als Ragaz schließlich selber versichert, dass er diese Vergleichung für ziemlich verkehrt halte, wenigstens sobald man daraus Anklagen schmieden wolle, und erklärt, dieses falsche Vergleichen sei eine Hauptquelle der Völkerverwirrung. Warum dann dennoch vergleichen und anklagen? Warum überhaupt streiten, wenn das, was ich — und doch wohl nicht ich allein — aus seinen Worten herausgelesen habe, eigentlich gar nicht das war, was er sagen wollte?

Wenn ich trotzdem noch einmal um Gehör bitte, so geschieht es lediglich wegen der Worte, mit denen Ragaz seine Ausführungen schließt und dabei *meinen* Schlussworten eine Deutung gibt, die ich nicht unwidersprochen lassen darf. Nicht um meiner Person willen. Zwar kann man es niemand übel nehmen, wenn er lieber ein richtiges als ein Zerrbild von sich selbst in den Händen seiner Mitmenschen sieht. Aber auf die, welche mich kennen, kann es

nur erheiternd wirken, wenn ich ihnen als rechte Veranschaulichung der von Ragaz geschilderten Gefahr vorgestellt werde. Im übrigen bin ich zu alt und abgehärtet, um mich mehr als fünf Minuten darüber zu ärgern, dass ich denen, die sich ihr Urteil über mich von einem Andern geben lassen, als ein neues beklagenswertes Opfer des alles verschlingenden Pangermanismus erscheinen muss. Wohl aber nötigt mich die Sache, die ich vertrete, nötigt mich der Gedanke an die so notwendige Verständigung aller derer in unserem Lande, die guten Willens sind, nicht stillschweigend hingehen zu lassen, was Ragaz aus meinen Worten folgert.

Ich habe zum Schlusse geschrieben, unsere jungen deutschschweizerischen Theologen würden, wenn sie statt deutschen Hochschulen die von Ragaz aufgezählten französischen, englischen, schottischen, italienischen und amerikanischen besuchten, wie das schon jetzt manche getan hätten, auch dort die Erfahrung machen, dass sie das in der Fremde Gelernte in unsere eigene Sprache übersetzen müssen, um es wirklich zu ihrem Besitze zu machen und mit Nutzen in der Heimat verwerten zu können. Sie würden aber vielleicht außerdem entdecken, dass sie auch Deutsche seien, Deutsche, die mit ihren Sprach- und Stammesgenossen tausend Fäden verbänden, und dass es ihr eigener Schade wäre, wollten sie diese Tatsache übersehen.

Hätte bloß Ragaz diesen Satz beanstandet, ich würde kein Wort deswegen verlieren. Wer nicht nur deutsch spricht, sondern die deutsche Sprache als Muttersprache von seinen Vorfahren erhalten hat, der kann nicht missverstehen, was ich gesagt habe. Wie gut mich Ragaz verstanden hat, zeigt der Unterschied, den er mehrfach zwischen deutsch und reichsdeutsch macht, so dass er z. B. alles Deutsche grüßen, alles Reichsdeutsche aber ablehnen will. Er stellt damit selber fest, dass zwar das Wort deutsch auch *reichsdeutsch*, deutsch im politischen Sinne, bedeuten *kann*, aber keineswegs bedeuten *muss*, dass vielmehr lediglich der Zusammenhang darüber entscheidet, in welcher der verschiedenen Bedeutungen, die es haben kann, es im einzelnen Falle wirklich gemeint ist. Der Zusammenhang, in dem ich den beanstandeten Ausdruck brauchte, lässt aber keinen Zweifel darüber, dass nicht an irgend welche politische Zusammengehörigkeit, sondern lediglich an die Verbindung zu denken ist, die die gemeinsame Sprache

und der damit zusammenhängende geistige Besitz auch zwischen solchen Völkern bildet, die durch politische und andere Grenzen in mannigfacher Weise geschieden sind.

Etwas anders liegt die Sache, wie ich mich überzeugt habe, für französisch sprechende Leser, auch wenn sie die deutsche Sprache gut beherrschen. Wenn unter ihnen auch solche, die mich nicht von vornherein gerne missverstanden haben, der von mir gewählte Ausdruck befremdet und betrübt hat, so mag das daran liegen, dass unsere Welschen ihr Verhältnis zu Frankreich, das dem unsrigen zu Deutschland entspricht, mit Wörtern ausdrücken können, die nicht zugleich auch zur Bezeichnung einer politischen Gemeinschaft dienen. Wohl nennt auch der Genfer und der Waadtländer seine Muttersprache *la langue française*. Aber während wir von der *deutschen* Schweiz reden, können sie ihre Kantone als *la Suisse romande* zusammenfassen, und während uns zur Bezeichnung der Literatur- und Kulturgemeinschaft, die alle Deutschredenden verbindet, wiederum nur das Wort *deutsch* zur Verfügung steht, besitzen sie die Möglichkeit, von *culture latine* zu sprechen, und haben dabei noch den Vorzug, mit den Franzosen zugleich auch die tessinischen Eidgenossen und die Italiener einzubeziehen.¹⁾

Dass dadurch von vornherein ein Missverständnis ausgeschaltet wird, zu dem ein mehrdeutiger Ausdruck Anlass geben kann, ist gewiss ein Vorzug, aber an sich noch kein Grund, uns zu untersagen, das auszusprechen, was wir in gutem Deutsch nicht anders aussprechen können, als indem wir uns als Deutsche bezeichnen; denn damit würde man uns verbieten, etwas auszusprechen, was man für sich selber mit der größten Entschiedenheit, ja Leidenschaftlichkeit in Anspruch nimmt. Kein Mensch wird bezweifeln, dass die beiden größten Dichter, die die deutsche Schweiz in der neuern Zeit hervorgebracht hat, gut deutsch verstanden haben.

¹⁾ Das hindert nicht, dass nicht auch Welsche das Wort *Français* genau in dem Sinne brauchen, wie ich das Wort *Deutscher* gebraucht habe. Ein Welscher, der einmal von sich selber sagte: *Il n'y a qu'une chose que je crois savoir: le français* — Alexandre Vinet, der in den Kreisen des deutschschweizerischen Protestantismus angeblich kaum dem Namen nach Bekannte, schreibt von dem Basler Passavant, dem Gliede einer 1596 eingebürgerten Familie, die an der französischen Sprache festhielt: *J'oubliais de vous dire qu'il est Français comme son nom, quoiqu'il prêche en allemand.* (Rambert-Bridel, *A. Vinet, Histoire de sa vie et de ses ouvrages*, p. 293.)

Beide haben sich aber auch nicht gescheut, die Tatsache, die ich im Auge hatte, genau so wie ich zu bezeichnen, Konrad Ferdinand Meyer, indem er den im französischen Dienste stehenden Berner Daxelhofen sagen lässt:

Ich bin vom Schwabenstamme,
Bin auch ein Eidgenosse gut,
Und dass mich Gott verdamme,
Vergieß ich *Deutscher* deutsches Blut!

Gottfried Keller in dem Liede „Gegenüber“, das den stillen Ort am alten Rhein preist,

Wo ungestört und ungekannt
Ich Schweizer darf und *Deutscher* sein.¹⁾

Die Tatsache, dass wir, obwohl Schweizer und als solche Glieder eines selbständigen, unabhängigen Staates, doch in gewissem Sinne auch Deutsche sind, mag als lästig empfunden werden, sie mag gewisse Gefahren in sich schließen. Wir werden nachher darauf zu reden kommen. Sie wird aber in jedem Falle nicht dadurch aus der Welt geschafft, dass wir das Wort vermeiden, das sie bezeichnet.

Während man früher auch unbestritten von der *deutschen* Schweiz sprach und niemand an dieser Bezeichnung Anstoß nahm, versucht man erst in der neuesten Zeit, unter dem Eindrucke des Krieges, in verschiedener Weise Abhilfe zu schaffen und das Wort durch ein anderes zu ersetzen. Wenn aber vorgeschlagen worden ist, statt von deutscher und welscher Schweiz von Ost- und Westschweiz zu reden, so gleicht das damit empfohlene Verfahren allzusehr dem, das man, ich weiß nicht mit Recht oder Unrecht, dem Vogel Strauß nachsagt; denn das, was die deutsch und französisch redende Schweiz unterscheidet und charakterisiert, ist nicht die verschiedene Himmelslage, auch fallen sie nicht mit der östlichen und westlichen Hälfte unseres Landes zusammen. Ebensowenig ist

¹⁾ [Schon vor Jahren habe ich, Herrn Blocher gegenüber, der dieselben Verse zitierte, darauf hingewiesen, dass auch die letzte Strophe von *Gegenüber* wohl zu beachten ist. Sie heißt:

Da raschelt's drüben, und der Scherg,
Zweifärbig, reckt das Ohr herein —
Ich flieh rasch hinan den Berg,
Ade, du stiller Ort am Rhein!

Siehe *Wissen und Leben*, Bd. V, 567. Bovet.]

aber mit dem andern Vorschlage, die deutsche Schweiz die alemannische zu nennen, in Wirklichkeit etwas geholfen. Die Tatsache, dass die Alemannen ein *deutscher* Stamm sind und alemannisch eine *deutsche* Mundart, bleibt dennoch bestehen und kommt im Französischen auch durch das Wort noch viel deutlicher zum Ausdruck als im Deutschen, und wenn wir uns durch den Tausch der Bezeichnung darüber hinwegtäuschen wollten, so wäre das wiederum das Verfahren des Straußes und ebenso lächerlich, wie wenn der bekannte Karikaturenzeichner Hansi in seiner *Geschichte des Elsaßes* seine Landsleute ihre Witze beileibe nicht auf deutsch sondern en celtique machen lässt, dabei aber das Elsäßerdeutsch meint. Mehr gewonnen wäre, wenn alles Deutsche im engern d. h. politischen Sinne als Reichsdeutsch bezeichnet oder der Sprachgebrauch der Innerkantone, der zwischen den Deutschländern, d. h. den Reichsdeutschen und den Deutschen, d. h. den deutsch Sprechenden unterscheidet, sich allgemein einbürgern würde. Aber dass das geschieht, steht nicht in unserer Macht.

Auch dann bliebe es übrigens bei der Tatsache. Sie und nicht das Wort, das sie bezeichnet, ist auch in Wirklichkeit das, was je nachdem als eine Schwierigkeit empfunden oder als etwas Un-erträgliches bekämpft wird. Ob *sie* eine Gefahr oder einen Gewinn für unser Land bedeute, ob *sie* als etwas Unabänderliches freudig oder seufzend hingenommen oder als etwas zu Änderndes betrachtet werden könne und müsse, ist die Frage, vor die wir uns gestellt sehen. Und weil es sich nicht um das Wort, sondern um die Sache handelt, ist diese Frage nicht eine einfache, sondern dreifache, wird sie genau so wie durch die Gemeinschaft, die die *deutsche* Sprache zwischen den *deutsch* Sprechenden bildet, auch durch die gestellt, welche zwischen den *französisch* und zwischen den *italienisch* Redenden besteht.

Dabei spielt das Wort, das zur Bezeichnung der durch die gemeinsame Sprache hergestellten Gemeinschaft gebraucht wird, gar keine Rolle. Wenn übrigens unsere welschen Miteidgenossen in der Regel, besonders in neuerer Zeit, vermeiden, von der französischen Schweiz zu reden und sich als Franzosen zu bezeichnen, so tragen die Tessiner nicht das geringste Bedenken, sich Italiener zu nennen. Sollte jemand daran zweifeln, so verweise ich ihn auf das Buch eines guten Eidgenossen, auf Francesco Chiesa's *Un anno*

di storia nostra, das in Lugano 1915 erschienen ist, und vor allem auf das 10. Kapitel *L'Italianità* del Cantone Ticino mit dem Anfang: „Il poco che ho ricordato circa la partecipazione ticinese alla guerra d'Italia contiene materia sovrabbondante a dimostrar quanto profondo, essenziale fosse in noi il sentimento di popolo *italiano*.“ Schon diese Worte zeigen zugleich, dass aus der Italianità Konsequenzen gezogen werden, die keinem Deutschschweizer aus seinem Deutschtum zu ziehen auch nur von ferne einfiel. Gilt das aber nicht genau so auch von der Verbindung, die die gemeinsame Sprache, Literatur, Rasse usw. zwischen den französisch sprechenden Schweizern und Frankreich bilden, trotzdem hier das Verhältnis mit Worten bezeichnet wird, die weniger dem Gedanken auch an politische Einheit rufen wie die Bezeichnungen Italiener und Deutscher? Macht man nicht auch in der französisch sprechenden Schweiz die Sache Frankreichs häufig in einem Maße zur eigenen, wie es doch nur ganz vereinzelt Deutschschweizer tun? Man nenne mir den deutschen Schweizer, der sich von Deutschland aus einen Preis dafür erteilen lässt, dass er in einer schweizerischen Zeitung und anderwärts (d. h. in reichsdeutschen Blättern) einen prachtvollen Feldzug für die Sache Deutschlands geführt hat (*Journal de Genève* vom 10. Mai 1916), oder denjenigen, der nicht mit Beklemmung die Begründung lesen würde, die ein welsches Blatt seinen Lesern mitteilen kann und dabei voraussetzen darf, ihnen eine Freude zu bereiten. Man zeige mir den deutschschweizerischen Kandidaten der Theologie, der ebenso gehandelt hätte oder handeln könnte, wie der mit seinem vollen Namen in der französischen Zeitung *Le Christianisme* genannte Neuenburger, von dem sie erzählt, dass er sich von der schweizerischen Militärbehörde beurlauben ließ, um eine verwaiste französische Gemeinde zu übernehmen, in Frankreich aber nach einiger Zeit für die Dauer des Krieges in die Fremdenlegion eintrat? Exempla sunt odiosa, lassen sich aber trotzdem nicht immer vermeiden. In jedem Falle habe ich sie nicht angeführt, um gegen irgend jemand eine Anklage zu erheben, sondern lediglich, um darzutun, wie wenig es auf das *Wort* ankommt, das man wählt, um sein Verhältnis zu dem Volke auszudrücken, dessen Sprache man spricht, und wie wenig man in der welschen Schweiz berechtigt ist, sich an unserer Bezeichnung zu stoßen,

solange man sich selber in diesem Maße mit Frankreich verbunden fühlt.

Ich weiß freilich sehr wohl, was man mir sofort entgegen wird. Gewiss, so wird man mir einwerfen, ist jeder welsche Schweizer, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, mit Leib und Seele auf der Seite Frankreichs, ist er sich auch dieser Tatsache mit freudigem Stolz bewusst. Aber er ist es doch nicht deshalb, weil es die Sache *Frankreichs*, sondern weil es die Sache der *Gerechtigkeit* und der *Freiheit* ist und damit die Sache, für die sich jeder rechte Schweizer ohne Unterschied begeistern sollte. Spricht doch auch die Begründung der vorher genannten Auszeichnung, die einem Schweizer von seiten einer französischen Gesellschaft für seine literarische Tätigkeit während des Krieges erteilt worden ist, von der „*campagne en faveur de la Justice et du Droit, dont la cause se confond avec celle des Alliés.*“

Es fällt mir nicht ein, an der Aufrichtigkeit dieser Überzeugung zu zweifeln, und noch weniger, darüber zu streiten, auf welcher Seite sich in Wirklichkeit das Recht findet. Im Unterschiede von den vielen Leuten, die in der glücklichen Lage sind, genau zu wissen, wie sich in der ungeheuren Tragödie, die sich vor uns abspielt, Recht und Schuld verteilen, fühle ich mich vollständig unfähig zum Weltrichteramt. Aber selbst, wenn ich mich in dem Urteile, das natürlich auch ich mir bilde, bedeutend sicherer fühle, als es der Fall ist, würde ich mich nicht der Hoffnung hingeben, es in dem gegenwärtigen Augenblicke als richtig erweisen zu können.

Auf der Bidassoabrücke
Spielt ein wundersam Gesicht:
Wo der eine Schatten siehet,
Sieht der andre goldnes Licht.

Gegen dieses Wunder anzukämpfen halte ich zurzeit noch für hoffnungslos. Wohl aber möchte ich ein Doppeltes feststellen, obwohl auch *davon* Andersdenkende zu überzeugen, die Aussicht augenblicklich nicht groß ist. Ich möchte zunächst darauf hinweisen, dass man in der deutschen Schweiz auch da, wo man vom Rechte der deutschen Sache nicht weniger fest überzeugt ist als die welsche von dem der französischen, die eigene Sache

nicht von ferne in der Weise mit der Deutschlands identifiziert, wie man das in der welschen Schweiz mit der Frankreichs tut. Ich möchte zweitens aussprechen, dass es eine Selbsttäuschung ist, wenn man in der welschen Schweiz glaubt, lediglich deshalb für Frankreich und gegen Deutschland Partei zu nehmen, weil man nach unparteiischer Prüfung der einen Seite recht, der andern unrecht geben musste. In klarer Erkenntnis des wahren Sachverhaltes und in schöner Aufrichtigkeit führt Francesco Chiesa in der bereits genannten Schrift aus, dass sich die Tessiner keineswegs bloß aus Liebe zur Freiheit mit den Italienern unauflöslich verbunden fühlen, sondern *come veri fratelli di sangue*, und dass nur so eine Sympathie zu erklären sei, die auch politische Gegner verbinde.

Dieses Geständnis mag manchem Schweizer gerade in der jetzigen Zeit zunächst ärgerlich in die Ohren klingen. Aber ich meine, wir täten besser, insgesamt dieser Wahrheit, und nicht bloß so weit, als sie auf die Tessiner zutrifft, offen ins Gesicht zu sehen, statt uns unbewusst oder gar absichtlich darüber hinwegzutäuschen; denn gerade dann, ja erst dann wird sie zu einer wirklichen Gefahr. Ragaz meint, die welsche Schweiz sei schon durch den dort vorwiegenden Protestantismus gegen ein „Verfließen“ in Frankreich gesichert. Er wiederholt damit ein Argument, das besonders welschen *Theologen* geläufig ist und auf sie selber ganz gewiss zutrifft. Ich will auch gar nicht bestreiten, dass damit eine schützende Schranke genannt ist, die nicht bloß von ihnen mit Recht als solche empfunden wird. Aber welche Bedeutung hat sie für das katholische Freiburg und Unterwallis oder für den katholischen Teil der Genfer Bevölkerung? Bewirkt nicht umgekehrt die gemeinsame republikanische Staatsform, dass für die welsche Schweiz eine Schranke hinwegfällt, die für das Verhältnis der deutschen Schweiz zu dem ihr in mancher Beziehung nahe stehenden Deutschland von der allergrößten Bedeutung ist? In den Jahrhunderten seit der Loslösung der Schweiz vom alten römischen Reiche deutscher Nation hat sich die politische Entwicklung der Eidgenossenschaft und des deutschen Reiches in ganz verschiedener Richtung vollzogen, und besonders seitdem Deutschland unter dem neuen Kaisertum nach Jahrhunderten der Zerrissenheit und der Schwäche zum mächtigen

Reiche vereinigt ist, drücken die verschiedenen politischen Einrichtungen und Ideale dem gesamten Leben diesseits und jenseits der Grenze einen Stempel auf, der bei aller Gemeinsamkeit der Sprache und Sitten die Verschiedenheit deutlich hervortreten lässt. Das gemeinsame Bekenntnis zur Republik und Demokratie kann uns den großen Unterschied übersehen lassen, der zwischen Republik und Republik, Demokratie und Demokratie besteht, kann uns verkennen lassen, wie sehr der Inhalt, den die Worte in den verschiedenen Ländern einschließen, das Ergebnis einer Jahrhunderte dauernden Geschichte ist, und uns für das Unschweizerische und Gefährliche aus dem Auslande stammender politischer Anschauungen und Sitten blind machen. Ein Sohn der ältesten Republik, die Europa kennt, kann aber keinen Augenblick vergessen, was ihn vom Bürger des monarchischen Staates trennt, und er kann unmöglich, ohne dass er es merkt, dessen politische Denkart übernehmen. Gewiss, das hindert nicht eine Abhängigkeit auf manchen Gebieten, die zweifellos kein Zeichen geistiger Selbständigkeit ist, hindert vor allem nicht, dass in der Presse, die von der Hand in den Mund lebt, Behauptungen und Urteile übernommen werden, die nicht in dem eigenen Garten gewachsen sind. Ich weiß freilich nicht, ob alle von Ragaz angeführten Beispiele gleich glücklich gewählt sind. Er ist alt genug, um sich noch zu erinnern, wie in der doch nicht gar so weit hinter uns liegenden Zeit des Burenkrieges gerade in der französischen und welschschweizerischen Presse über *England* geschrieben und geurteilt wurde, und wie sehr der riskierte, als ein schlechter Schweizer hingestellt zu werden, der es wagte, ein Wort zu gunsten, ja nur zur Entschuldigung Englands zu sagen. Ist es nun wirklich so unbedingt ein Zeichen der Unselbständigkeit, der Abhängigkeit von der reichsdeutschen Presse, wenn einige wenige deutschschweizerische Zeitungen nicht sofort begriffen haben, dass es umgekehrt diesmal gilt, England als Hort der Freiheit und Schützerin der kleinen Völker zu preisen? Ist es übrigens wirklich so schlimm mit dieser Behandlung Englands in schweizerischen Blättern? Wie wären wohl die Vorgänge in Irland in der deutschfeindlichen Presse unseres Landes besprochen worden, wenn es sich um ein anderes Land, sagen wir einmal um das Elsaß, gehandelt hätte?

Mehr als auf irgend einem andern Gebiete knüpft auf dem

des religiösen und kirchlichen Lebens die gemeinsame Muttersprache ein Band, das seine Bedeutung auch für den Hochgebildeten, vieler Sprachen Kundigen nicht verliert. Wer nicht versteht, wie sehr der Austausch der tiefsten und wertvollsten Erlebnisse, der Zusammenklang der Herzen in den heiligsten Empfindungen zwischen solchen erleichtert wird, die die Bibel in dem gleichen Wortlaute lesen, zu Gott in der gleichen Sprache beten und ihn von Jugend auf mit denselben Liedern preisen, der versteht auch nichts von den geheimsten Tiefen des geistigen Lebens. Das schließt gewiss nicht aus, dass gemeinsamer Glaube sich auch über die trennenden Schranken der Sprache hinweg die Hand reicht, und dass umgekehrt eine verschiedene religiöse und kirchliche Geschichte uns manches anders ansehen und ausdrücken lässt, als die, mit denen wir nicht nur denselben Glauben, sondern auch dieselbe Sprache teilen. Ich bin mir auch von jeher der Berechtigung unserer eigenen Art nicht bloß gegenüber der des englischen oder französischen, sondern auch des deutschen Protestantismus bewusst gewesen, und ich habe schon in meinem ersten Artikel kein Hehl daraus gemacht, dass ich mich gegen bestimmte Anschauungen, die von deutschen Theologen — allerdings keineswegs von allen! — vertreten werden, mit aller Entschiedenheit, der ich fähig bin, wende und schon lange vor dem Kriege gewendet habe. Aber ich halte es nach wie vor, gerade weil ich Kirchenhistoriker bin, für unberechtigt und verkehrt, uns den *lutherischen* Geist als die drohende Gefahr hinzustellen. Ob und wie weit der Geist Luthers, Zwinglis und Calvins nachwirkt in den Ländern, die sie hervorgebracht und aufgenommen haben, ist eine Frage, die den Historiker immer wieder fesseln wird. Das Gewebe der durcheinanderlaufenden Fäden von Kräften und Einflüssen aller Art ist aber zu fein und zu verwickelt, als dass sich die Antwort in eine kurze Formel fassen ließe, die als willkommenes Kampfmittel von den sich jetzt gegenüberstehenden Parteien gebraucht werden könnte.¹⁾ In jedem Falle ist es eine seltsame Logik, den religiösen Nationalismus deshalb als eine

¹⁾ Derselbe Calvinismus, der jetzt als die Quelle der politischen Freiheit gepriesen wird, war vor dem Kriege eine der Wurzeln, aus denen der moderne Kapitalismus und die damit zusammenhängende Knechtung der besitzlosen Massen hervorgewachsen ist.

spezifisch lutherische Form des Christentums zu bezeichnen, weil Luthers Frömmigkeit einen individualistischen Charakter getragen und fast nur mit dem Verhältnis der einzelnen Seele zu Gott zu tun gehabt habe!

Auf das Band hinweisen, das die gemeinsame Muttersprache, ganz besonders auch auf dem Gebiete des religiösen und kirchlichen Lebens bedeutet, heißt nicht, übersehen, was man der Geschichte des eigenen Landes als berechtigte Eigenart verdankt. Es heißt aber auch nicht, sich unbewusst oder vorsätzlich abschließen gegen das Gute, das im Gewande einer andern Sprache uns entgegentritt. Muss auch das noch ausdrücklich gesagt werden? Es scheint so. In einem Bericht über die Tagung der Vinetgesellschaft in Lausanne lässt ein Referent im *Journal de Genève* den Präsidenten sagen: „Si les théologiens de Bâle ignorent Vinet, il n'en est pas de même etc.“ Selbstverständlich fiel es dem hochverehrten Manne, dem diese Worte in den Mund gelegt werden, nicht ein, etwas Derartiges auszusprechen. Er kennt Basel gut genug, um zu wissen, dass Vinet jedenfalls hier, wo er Jahrzehntlang wirkte und sich der größten Verehrung erfreute, nicht vergessen ist. Ich selber, der offenbar den Referenten zu seiner törichten Bemerkung bestimmt habe, habe auch nicht nur schon als Knabe die Schriften Vinets in meinem elterlichen Hause gefunden, sondern kurz vor dem Kriege die neue Ausgabe der Rambertschen Biographie in einem Basler Blatte angezeigt. Aber der an sich gleichgültige Vorgang zeigt immerhin, wie schnell man lediglich aus Unkenntnis der Verhältnisse mit leichtfertigen Behauptungen und Vorwürfen bereit ist.

So wenig aber die unbestreitbare Tatsache, dass wir Deutschschweizer Deutsche wie die Welschen Franzosen und die Tessiner Italiener sind, alles einschließt, was Unkenntnis der fremden Sprache und Verhältnisse daraus folgern könnte und schon gefolgert hat, so wenig fällt mir ein, zu leugnen, dass die Zusammensetzung des Schweizervolkes aus verschiedenen Stämmen, die durch die Bande der Sprache, des Blutes und einer oft weite Strecken gemeinsame Bahnen laufenden Geschichte mit Angehörigen anderer Staaten verbunden sind, auch allerhand Schwierigkeiten, ja Gefahren mit sich bringt, die andere Völker nicht kennen. Gewiss, es wäre bedeutend einfacher und würde uns die Lösung mancher Fragen, vor die wir uns als Volk gestellt sehen, erleichtern, wenn wir bloß „Schweizer,

dazu Menschen und vielleicht Christen“ wären. Die Geschichte zeigt uns, was es zu bedeuten hatte und stets noch zu bedeuten hat, dass die einen von uns Katholiken, die andern Protestanten sind, wie diese Tatsache eine einheitliche Politik immer aufs neue unmöglich machte und die Schweiz für immer auf die im Kreise der Mächte eingenommene Stellung zu verzichten zwang. Sie zeigt uns, von welcher Bedeutung es war und immer noch ist, dass die einen Stadtbewohner und die andern Landleute sind, und wie der dadurch bewirkte Gegensatz mehrmals beinahe die Eidgenossenschaft sprengte. Erst die Gegenwart aber lehrt uns recht verstehen, was es heißt, dass es eine deutsche, eine französische und eine italienische Schweiz gibt. Sie bringt uns zum Bewusstsein, dass wir dadurch in Lagen geraten, die Länder wie Holland, Dänemark, Norwegen und Schweden nicht kennen lernen.

Aber was in einem Sinne ein Nachteil ist, das bedeutet in einem andern einen Vorzug, und ich verstehe nicht, dass ich das gerade Ragaz gegenüber geltend machen muss, dass gerade er aus unserm Schweizertum, das ich so hoch schätze als irgendwer, etwas Ausschließliches machen will und sich doch zugleich heftig gegen den Vorwurf des Nationalismus wehrt. Je mehr wir sind, desto reicher sind wir auch, desto geringer ist die Gefahr, dass wir in der Pflege, Behauptung und Vermehrung dessen, was das Eigentum *unseres* Volkes ist, das höchste und einzige Ziel sehen, desto weniger werden wir gerade als Schweizer jemals vergessen können, dass es Güter und Erlebnisse gibt, die über die trennenden Schranken der nationalen Eigenart die Menschen miteinander verbinden. Und wenn die Geschichte unseres Volkes es fähig macht, eine Aufgabe in der Welt zu erfüllen, so wird sie nicht zum kleinsten Teile mit dem zusammenhängen, was in gewissem Sinne unsere Schwäche ist. Freilich sollten wir vielleicht uns über die Frage nach unserer besondern Aufgabe etwas weniger den Kopf zerbrechen, jedenfalls etwas weniger darüber reden, weil auch darin eine Gefahr für uns liegt. Was ist die Mission Hollands und Dänemarks, Schwedens und Norwegens? Allein die Geschichte beantwortet diese Frage. Auch über die Frage, was die Schweiz für die Menschheit bedeutet, entscheiden nicht Worte, entscheidet nicht die Formel, die wir finden, entscheidet lediglich das, was wir sind.

BASEL

EBERHARD VISCHER